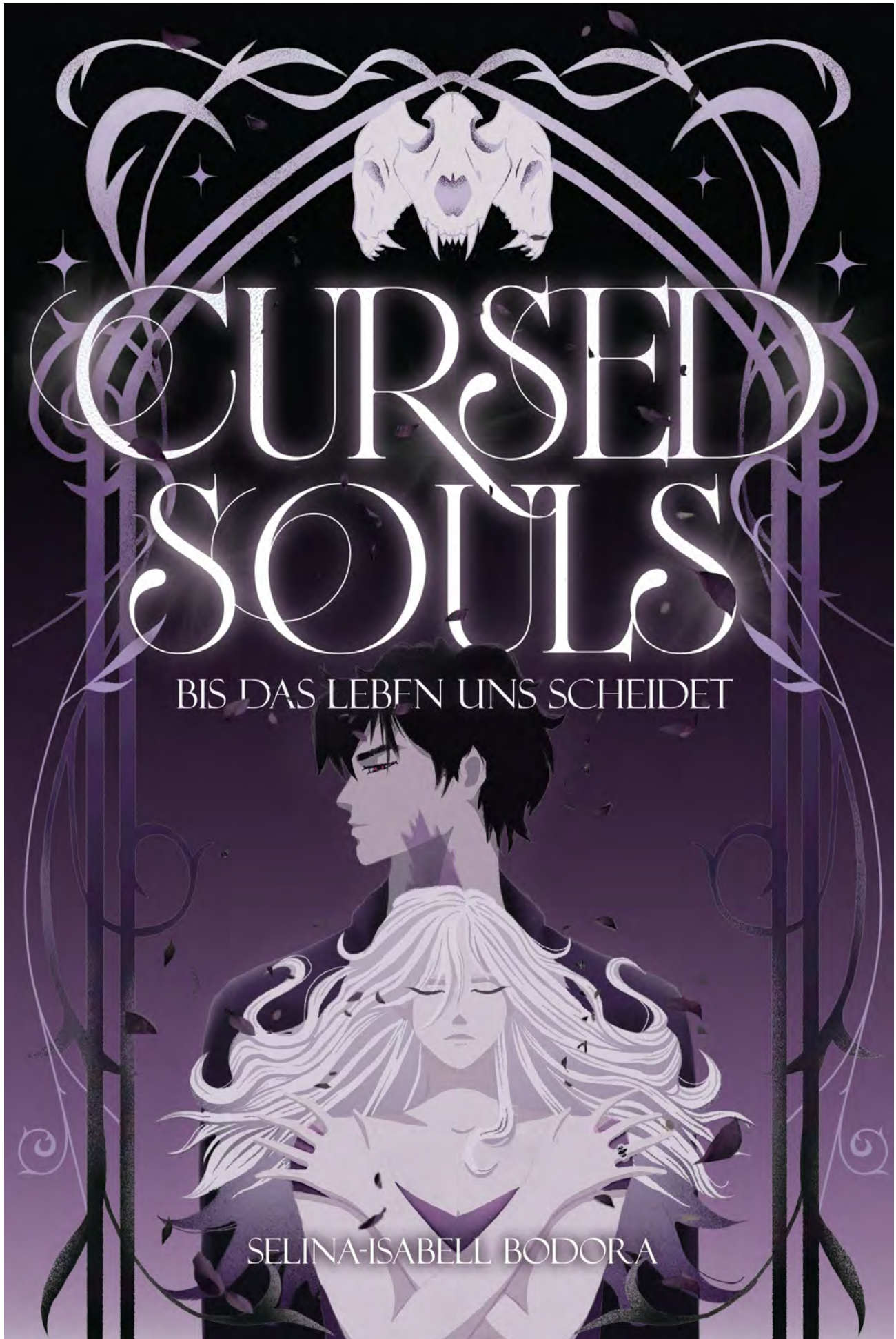


Leseprobe von



Impressum © 2026 Selina-Isabell Bodora

Deutsche Erstausgabe Oktober 2026

1. Auflage

c/o Impressumservice Dein-Impressum

Stettiner Str. 41

35410 Hungen

Volllektorat: Sophie Kaluza

Cover: Selina-Isabell Bodora

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Personen, Orte, Organisationen, Ereignisse und Handlungen sind entweder der Fantasie der Autorin entsprungen oder werden fiktional verwendet. Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Personen, lebend oder verstorben, sowie realen Ereignissen oder Orten sind rein zufällig.

Selina-Isabell Bodora

CURSED SOULS

BIS DAS LEBEN UNS SCHEIDET



WIDMUNG

*Für alle, die in den Himmel schauen, weil sie wissen,
dass dort jemand auf sie wartet. Das ist noch nicht
das Ende.*



KARTE





1

Das Ticken der schwarzen Wanduhr durchdringt die Luft und hallt urteilsverkündend wider. Es ist das einzige Geräusch, das in dem kleinen Büro meines Sozialarbeiters Max herrscht. Ich habe geschwiegen, seitdem er mich von der Polizeiwache eingesammelt hat, und er hat es mir gleichgetan. Wir wissen beide, dass keine einzige Silbe etwas daran ändern würde, was geschehen ist.

Was *ich* getan habe.

Zu diesem Zeitpunkt sollten meine Gedanken eigentlich Achterbahn fahren, so wie es die letzten Male der Fall gewesen ist. Ich sollte mir wünschen, dass diese Flut an Negativität endlich aufhört; dass diese nagende Schuld endlich dafür sorgt, dass mein makabres Herz endgültig den Geist aufgibt und mich aus dieser Hölle namens Erde befreit. Stattdessen werde ich mit absoluter Stille bestraft: Mein Kopf ist leergefegt, als hätte der Vorfall nicht das Geringste mit mir zu tun oder würde irgendetwas ausmachen. Aber das tut es immer, wenn Menschen sterben.

Lauter Tumult hallt im Flur wider und reißt mich aus dieser resignierten Leere in meinem Inneren. Ich schaffe es nicht einmal den Kopf zu heben, um einen Versuch zu starten, durch das Milchglasfenster in der Tür einen Blick zu erhaschen. Ich ahne bereits, was gleich auf mich zukommen wird. Oder besser gesagt, *wer*. Die Stimmen werden lauter, doch die einer hysterischen Frau ist präsenter als die anderen. Aus dem Augenwinkel bemerke ich, wie Max sich von seinem Schreibtisch erhebt, um den Neuankömmlingen entgegenzukommen. Womöglich will er nur verhindern, dass sie mit ihren Mistgabeln über mich herfallen. Auch wenn er ein guter Kerl ist, tut er das weniger wegen mir, sondern eher aufgrund der Familienmitglieder. In Trauer werden Menschen unberechenbar, und leider spricht hier die Erfahrung. Ich spüre Max' Blick, als er in der geschniegelten Chino-Hose und dem weißen Hemd an mir vorbeiläuft, doch ich habe nicht die Kraft, diesen zu erwidern. Ich fühle mich leer, ausgelaugt, kaputt, missverstanden und doch...unbeschreiblich schuldig. Ich weiß, dass das Ganze meine Schuld ist, genauso wie es die Menschen um mich herum wissen. Max ist zu nett, um es auszusprechen, aber ich erkenne es in seinen Augen. Auch er musste im Laufe der Jahre anerkennen, dass irgendetwas nicht mit mir stimmt. Dass ich anders bin.

Dass ich Menschenleben koste.

Die Tür fällt hinter ihm ins Schloss, und ich werde mit dem penetranten Ticken der Uhr allein gelassen. Allerdings reicht das stete Geräusch nicht aus, um die Stimmen im Flur komplett auszublenden.

„Sie war es! Sie ist schuld! Sie hat die beiden umgebracht!“

Na, klasse.

„Beruhigen Sie sich doch, b-“

„Beruhigen? Wie könnte ich?“ schreit Lydia, deren Stimme ich trotz ihrer Hysterie sofort erkenne. Sie ist gewissermaßen meine Tante. Zumindest ist sie das bis zu dem Zeitpunkt gewesen, an dem ihre Schwester und meine Pflegemutter starb. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie das Sorgerecht nicht übernehmen will. „Sie wissen genauso gut wie ich, dass sie schuld an ihrem Tod ist! Ich habe die beiden noch vor ihr gewarnt – ihnen gesagt, dass das Mädchen verflucht ist. Haben Sie auf mich gehört? Nein!“ kreischt sie weiter, unwissend, dass ich jedes Wort mitanhören kann. Ich könnte wetten, dass sie sich in diesem Moment an das goldene Kreuz klammert, das an einer Kette um ihren Hals hängt. Wie einen Talisman trägt sie das Symbol ihres Gottes; Tag und Nacht, als würde es sie vor dem Unheil in der Welt schützen können. Oder vor mir. „Als Dank dafür sind sie jetzt tot! *Tot!*“

Ihr Schluchzen unterbricht den kurzen Redeschwall und ich vernehme gemurmelte Worte von Max, die wohl sanft und einfühlsam wirken sollen. Auch mit solchen Gesprächen hat er mehr Erfahrung gesammelt, als ihm wahrscheinlich lieb ist.

Manchmal tut es mir leid, dass er ausgerechnet an mich geraten ist. Wer hätte allerdings ahnen können, dass ich mit meinen mittlerweile zweiundzwanzig Jahren immer noch hier sitzen würde? Sicherlich ist er es leid, sich um mich zu kümmern. Ich könnte es ihm nicht mal verübeln. Andere Pflegekinder in meinem Alter wohnen bereits allein, sind in betreuten Wohngruppen untergebracht worden oder leben glücklich bei ihrer neuen Adoptivfamilie.

Dort, wo ich auch hätte sein sollen.

Allerdings traut mir Max nicht zu, allein zu wohnen, aus der Angst heraus, dass ich mir etwas antun würde. Völliger Schwachsinn, nebenbei bemerkt. Ich bin nicht suizidal... aber ich verstehe, warum Max auf diesen Gedanken kommt. Ein WG-Zimmer fällt auch flach, da mich niemand freiwillig bei sich aufnehmen will. Und eine richtige Adoption? Das würde ich selbst dann nicht zulassen, wenn irgendeine arme Seele in diesem Kackdorf doch noch nicht mitgeschnitten hat, wer und was ich bin. Gemurmelt ertönt, bevor die Tür aufgerissen wird. Ich zucke zusammen und versuche mich innerlich wie äußerlich für die anstehende Konfrontation zu wappnen, auch wenn einen nichts auf schneidenden Hass und Abscheu vorbereiten kann.

Lydia ist eine Frau mittleren Alters, mit blonden lockigen Haaren bis zu den Schultern und, wie sie immer so schön sagt, ein paar Pfunden zu viel auf den Hüften. Sie ist eine Stressesserin, und es tut mir leid, ihr erneut Kummer zu bereiten. Allein, dass sich ihre Schwester für die Pflege einer jungen Erwachsenen entschieden hatte, die ihrer Meinung nach nur Unheil anrichtet, hat unsere Beziehung belastet. Ich bin schon immer ein giftiger Dorn in ihrem Auge gewesen; allein schon wegen der Geschichten, die man in der Stadt Roseburry über mich verbreitet. Mittlerweile gibt es mehr Gerüchte als Wahrheiten, und selbst mir sind nicht alle bekannt. Inzwischen höre ich nicht mehr hin, sobald jemand hinter meinem Rücken – oder direkt vor meiner Nase – tuschelt oder anfängt, Predigten auf offener Straße zu halten. Vieles ist gelogen oder frei erfunden, und dennoch

haben sie alle einen wahren Kern: Ich bringe Unglück, auf die eine oder andere Weise.

Als Lydias Blick den meinen trifft, ergreift sie sofort den kleinen Anhänger um ihren Hals und bekreuzigt sich. Ganz so, als würde sie dem Teufel persönlich gegenüberstehen und nicht ihrer vermeintlichen Nichte. Allein diese Geste hätte mich bereits verletzen sollen, allerdings bin ich daran zu sehr gewöhnt, als dass ich wegen dieser Lappalie etwas empfinden könnte. Ihre Augen sprühen Funken, und amüsierenderweise behält sie einen Sicherheitsabstand bei, als würde ich jeden Moment aufspringen und sie angreifen wollen. Selbst als ihr Mann John, mein Pflegeonkel, den kleinen Raum betritt und schützend eine Hand auf ihrer Schulter ablegt, bleibt sie wie angewurzelt stehen. Ich verenge die Augen. Entweder will er sie mit dieser Geste beruhigen oder dafür sorgen, dass sie keinen weiteren Schritt in meine Richtung macht. Eine völlig unbegründete Sorge: Freiwillig hat sie sich mir nie genähert, selbst an Feiertagen nicht.

Letzteres verursacht einen kurzen Stich in meinem Herzen, den ich mit angehaltenem Atem herunterschlucke. Jetzt ist nicht der passende Moment, um verletzt zu sein.

Später. Wenn ich allein bin.

Max betritt den Raum, schenkt mir einen undefinierbaren Blick und schließt die Tür hinter sich. Offensichtlich hat er nicht verhindern können, dass die beiden mit mir sprechen – oder mich anprangern – wollen. Während unseres kurzen Blickkontakts rasselt Lydia ein schnelles Gebet herunter, als würden die zitierten Sätze irgendetwas ausrichten können. Einen imaginären Schutzschild, zum Beispiel. Ich lasse sie stumm gewähren, in der Hoffnung, dass sie diese alberne Farce beruhigen würde.

Im Gegensatz zu der stark gläubigen Gemeinschaft, in der ich lebe, habe ich noch nie an irgendetwas Göttliches geglaubt. Wenn ich es täte, würde das nämlich bedeuten, dass ich wohl doch einen Exorzisten benötige.

„Sensenmädchen“, haucht Lydia kurz darauf und verpasst mir damit eine unangenehme Gänsehaut. Ich *hasse* diesen Spitznamen. Und das weiß sie. „Du hast sie umgebracht, nicht wahr? Gib es zu. Wie konntest du ihnen das nur antun? Sie haben alles für dich getan, und nun sind sie...sind sie...“ Ihr Schluchzen unterbricht die Anschuldigungen, und John zieht sie in eine tröstende Umarmung. Er selbst kämpft auch mit der Trauer, hat sich jedoch besser im Griff. Ich spüre seinen Blick auf mir, doch ich starre gen Boden. Man kann es feige nennen, aber ich schaffe es nicht, mich seinen erwartungsvollen Augen zu stellen, wenn meine eigenen verräterisch brennen.

Personen wie John sind am schlimmsten an der Tragödie, die mein Leben beschreibt. Mit ihm habe ich mich schon immer gut verstanden, was wohl daran liegt, dass er als Zugezogener nicht so gläubig ist wie die anderen. Daher ist allein der Gedanke an seine Ablehnung weitaus schlimmer als die von Lydia.

Leider kenne ich diese Abwärtsspirale zur Genüge: Egal, welche Familie Max hatte überreden können, sie alle haben am Ende denselben Ausdruck. Wütend. Ängstlich. Enttäuscht. Traurig. Ich bin nicht lange Teil der Peers gewesen, aber diese kurze Spanne hat bereits ausgereicht, um sie komplett auseinanderzureißen. Dabei habe ich Max noch angefleht, es endlich gut sein zu lassen. Viel lieber wäre

ich allein geblieben oder hätte mich einem betreuten Wohnen angeschlossen, in dem mich alle Mitbewohner verabscheuen. Alles, nur keine neue Familie, die ich von innen heraus zerstören würde. *Sieh es als letzte Chance*, hatte er gesagt, bevor ich dem Antrag doch zustimmte und somit ihr Todesurteil unterschrieb. Schon als mein Name auf dem dünnen Papier verewigt worden ist, habe ich diese böse Vorahnung gespürt. Wie ein heranrollendes Gewitter fühlte sich die Luft zu dick und aufgeladen an; es fehlte nur ein Funke, um alles zum Zerbersten zu bringen.

Ich schob es auf die Angst, die sich in den letzten Jahren in mir eingenistet hat wie ein Parasit. *Dieses Mal wird es anders*, habe ich mir immer und immer wieder gesagt. Ich hätte es besser wissen müssen.

„Melinoe.“ Bei Johns sanfter Stimme zuckte ich unweigerlich hoch, denn vorgespielte Rücksicht tut mehr weh als offenkundige Wut. Wie schon gesagt: Personen, die mir am Herzen liegen, Personen wie John, reißen die Schuldspirale in meinem Inneren in neue Tiefen hinab. „Was ist passiert?“

Ich schaffe es, meinen Kopf zu heben, doch meine Zunge fühlt sich tonnenschwer an. Noch immer fühle ich den Rauch in meinen Lungen und die Asche in meinem Mund, als wären seit dem Vorfall nicht bereits mehrere Tage vergangen. Schuld schmeckt nach Tod.

„Was soll schon passiert sein? Sie hat das komplette Haus abgefackelt!“ unterbricht Lydia den intimen Moment und befreit sich aus seinen Armen. Die vorige Trauer wechselt innerhalb von Sekunden zu heißblütiger Rage, auch wenn sich die Beweise auf ihrem Gesicht abzeichnen. Lange Tränenspuren laufen ihre Wangen hinab und verschmieren die dunkelblaue Wimperntusche. Warum sie ausgerechnet diese Farbe so abgöttisch liebt, habe ich noch nie verstanden. „Sie hat sie zum Sterben zurückgelassen.“

Egal, was ich nun sage, es würde Joane und Eric Peers eh nicht wieder ins Leben holen, auch wenn ich es mir noch so sehr wünsche. Egal, wie sehr ich meine Unschuld beteuere, Lydia und John würden mir eh nicht glauben, genauso wie der Rest von Roseburrys Bevölkerung. Ehrlich gesagt glaube ich mir selbst nicht mal mehr.

Orangerote Flammen schießen aus den aufgeplatzten Fenstern des Einfamilienhauses und glühende Hitze versengt die Luft in der Umgebung. Meine Lungen brennen, mein Hals ist staubtrocken und ich schmecke Asche und Staub. Vor Schock kann ich mich nicht bewegen, während schaulustige Nachbarn um mich herum wuseln und die Feuerwehr zu retten versucht, was nicht mehr da ist. Ich höre einen grellen Schrei, bevor ich realisiere, dass es mein eigener ist. Ich schreie und schreie und schreie. Sanitäter untersuchen mich auf Verletzungen, wo keine sind. Mein Blick wandert von dem zerstörten Haus in die flimmernde Luft: Schlangenartige Nebelschwaden wirbeln umher wie Geister, die mich heimsuchen. Ihre Augen leuchten in einem hellen Weiß. Ich weiß nicht, ob ich sie mir einbilde, doch ich bin die Einzige, die sie sieht. Als die Polizei eintrifft, hat die Gerüchteküche bereits ihre Runden gemacht. Ich höre ihre Stimmen, ihre Wut, ihre Fassungslosigkeit: Es ist wieder passiert. Das Sensenmädchen hat sich neue Opfer geholt. Sie hat sie umgebracht. Sie ist schuldig.

Die Polizei hatte keine andere Wahl, als mich mit aufs Revier zu nehmen und zu befragen, auch wenn sie abermals keine handfesten Beweise finden würden. Es ist

auch nicht das erste Mal gewesen, dass sie mich für eine Nacht in die provisorischen Ausnüchterungszellen verfrachteten, um Zeit zu gewinnen. Manche wollen mich so sehr dingfest machen und hinter Gittern bringen, dass sie geradezu verzweifelt nach irgendwelchen Belegen für meine Schuld suchen. Da es nicht der erste Todesfall in meiner Umgebung ist, kann ich die Hartnäckigkeit irgendwie auch nachvollziehen.

Es wird mit jedem Mal schwerer, es als reines Unglück abzutun, selbst wenn ich gar nicht in der Nähe bin, wenn es passiert. Ich muss mir nicht mal die Hände schmutzig machen: Jeder Mensch, der mir zu nahe kommt, verstirbt auf tragische Art und Weise. Dass Max es so lange an meiner Seite aushält, ohne selbst das Leben zu lassen, erscheint mir immer mehr wie ein Wunder. Zumindest täte es das, wenn ich an solche Dinge glauben würde.

„Es wäre wohl besser, wenn wir dieses Gespräch vertagen. Herr Flanigan, begleiten Sie Ihre Frau doch bitte hinaus. Ich komme gleich nach“, unterbricht Max meinen düsteren Rückblick und holt mich in die Gegenwart zurück. Dass diese auch nicht rosiger aussieht, tröstet nicht wirklich. John nickt geschlagen und schiebt seine schniefende Frau sanft, aber bestimmt, Richtung Tür und zurück in den Flur. Lydia wirft keinen Blick zurück, und das erleichtert mich mehr als es sollte. Ich habe das starke Gefühl, dass ich sie nicht wiederssehen werde; zumindest für eine sehr lange Zeit. Selbst bei der Beerdigung meiner Pflegeeltern Joane und Eric, die mehr symbolisch abgehalten wird, da die Särge leer sein werden, bin ich nicht erwünscht. Es ist traurig, aber wahr. Jeder der Gäste würde mir die Schuld zuschieben, mich mit Blicken strafen und ihren Unmut vielleicht sogar kundtun. Ich will niemandem zur Last fallen oder gar die Trauerfeier stören. Zumindest nicht mehr als ohnehin schon, schließlich bin ich offenkundig die Ursache allen Übels.

„John?“ Meine Stimme macht sich selbstständig, bevor ich es verhindern kann. Jetzt ist es zu spät, um einen Rückzieher zu machen, also hebe ich den Kopf und erwidere seinen verhangenen Blick. Es spiegelt eine Trauer wider, die ich in mir selbst erkenne, wenn auch viel stärker und aus anderen Gründen. „Es tut mir leid.“ Einige endlos lange Sekunden verharrt er im Türrahmen, wir beide in einem stummen Blickduell gefangen. Ich weiß nicht mal genau, wofür ich mich eigentlich entschuldige. Dafür, dass ich seine Schwägerin und ihren Mann auf dem Gewissen habe? Oder dafür, überhaupt in ihr Leben getreten zu sein? Was es auch ist, er lässt es unkommentiert. Er nickt lediglich ein stummes Einverständnis, bevor er Lydia folgt und die Tür hinter sich schließt. Die ohrenbetäubende Stille, die er hinterlässt, wird nur von dieser nervtötenden Uhr an der Wand unterbrochen; ich habe Max schon vor einiger Zeit gesagt, dass er sie austauschen soll.

„Das...lief nicht so gut“, unterbricht er meinen stierenden Blick zur Tür, sodass ich mich wieder zum Schreibtisch wende. Max ist um die Vierzig, hat braune kurze Haare und eine dicke Brille, die ihn älter wirken lässt. Ich kenne ihn, seitdem er mich vor mehr als zehn Jahren unter seine Fittiche genommen hat. Das Heim, für das er arbeitet, ist mein Zuhause gewesen. Wäre es immer noch, wenn ich nicht von Pflegefamilie zu Pflegefamilie gehüpft wäre – mit zahlreichen Zwischenstopps im Heim, die mich mit jedem Mal widerwilliger aufgenommen haben. Er ist das, was einer Vaterfigur noch am nächsten kommt, auch wenn wir nicht die emotionalste Bindung haben. Ich glaube, wir haben uns noch nicht einmal umarmt. Zumindest nicht, soweit ich mich erinnern kann. Allerdings ist das eher auf meinem Mist

gewachsen. So oder so ist er die einzige Konstante in meinem Leben und dafür bin ich ihm unendlich dankbar. Vor allem aber, weil er mir nicht durch die Finger rinnt wie die anderen Erwachsenen, die in der Vergangenheit für mich sorgen wollten. Das ist auch der Hauptgrund, warum ich noch nie an das Konzept von Familie geglaubt habe: Was bringt es schon, sich zu öffnen und zu binden, wenn sie einen am Ende eh nur verlassen?

Eric und Joane sind der beste – und letzte – Beweis.

Das schwöre ich.

„Das war deine letzte Pflegefamilie in dieser Stadt, Mel. Das ist dir bewusst, oder?“ Ich bringe nur ein Nicken zustande. Ich habe ihn schon vor einer halben Ewigkeit angefleht, mich nicht wieder in ein fremdes Haus zu stecken, also ist das keine markerschütternde Erkenntnis. „Du bist mittlerweile volljährig. Das heißt, du bist laut Recht offiziell von mir entbunden und kannst tun und lassen, was du willst. Im Endeffekt hast du mehrere Optionen, aber du weißt ja, wie die Lage aussieht“, legt er die Tatsachen auf den Tisch, als wäre mir meine missliche Lage nicht bekannt. Allerdings ist mir bewusst, dass ich in der Klemme stecke, und das in mehr als einer Hinsicht. Am liebsten würde ich wegziehen – raus aus Roseburry – und irgendwo ein neues Leben anfangen, wo kaum jemand wohnt. Es wäre einsam, ja, aber sicherer für alle. Doch für solche Dinge brauche ich Geld. Geld, das ich nicht zur Verfügung habe. Einen richtigen Job zu finden ist schwer, wenn man keinen Schulabschluss in der Tasche hat. Vor allem in einer Stadt, in der die Bewohner panisch die Straßenseite wechseln, sobald man unterwegs ist.

So gut wie unmöglich.

Max weiß genau, wie hilf- und mittellos ich wirklich bin. Den Abschluss habe ich noch nicht in der Tasche, da ich leider zu oft sitzen geblieben bin. Auch wenn es weniger an meinen Noten als an meiner notorischen Abwesenheit lag: Kinder und Jugendliche können gemein sein, wenn sie merken, dass man anders ist als sie. Max seufzt, nimmt die Brille von der Nase und reibt diese an seinem Hemd sauber, während er mir einen bedeutungsschweren Blick schenkt. Ich merke, dass ihm noch etwas auf dem Herzen liegt. Irgendetwas hat er mir bisher noch verschwiegen, und ich befürchte, dass das Kommende mir ebenfalls nicht gefallen wird. Allerdings bleibt mir aktuell nichts anderes übrig, als auf seine Hilfe zu hoffen, wenn ich nicht als obdachlose Tramperin durch das Land streifen will. Alles, was ich besessen habe, ist gemeinsam mit meinen Pflegeeltern verbrannt. Ich kann von Glück sprechen, dass ich ein paar Klamotten vom örtlichen Spendenhaus ergattern konnte; ansonsten würde ich immer noch in den rußgeschwärzten Stoffen sitzen, die ich an jenem Abend getragen habe.

„Dein aktuelles Heim möchte dich nicht mehr aufnehmen, selbst als Betreuerin für die Jüngeren nicht“, offenbart er, doch eigentlich stellt auch diese Information nichts Neues für mich dar. Ohnehin hätten mich keine zehn Pferde mehr in dieses Gebäude gebracht. „Und ich befürchte, dass eine Adoption unmöglich ist, gerade in deinem Alter.“ *Insbesondere aber in dieser hochgläubigen Gemeinde, die denkt, du wärst der Teufel persönlich.* „Wir haben nicht mehr viele Optionen in Roseburry oder den nächstgelegenen Städtchen und Dörfern. Dabei würde ich mir wünschen, dass du endlich einen Ort zum Leben findest, Mel. Ein richtiges Zuhause.“

„Ich habe kein Zuhause.“ *Und ich werde nie eines haben.*

„Das können wir ändern“, widerspricht er und beugt sich lächelnd vor. Ich befürchte das Schlimmste. Ich habe mir selbst – und allen anderen Familien in Roseburry und Umgebung – versprochen, nie wieder auch nur einen Fuß in deren Häuser zu setzen. Joane und Eric Peers sind der letzte Versuch gewesen, dem ich meinem Herzen erlaubt und den Menschen zugemutet habe. Wir wissen ja inzwischen, wie fatal es geendet hat. Ich werde dieses Risiko nicht erneut eingehen; nicht, wenn ich damit alle um mich herum verletze und umbringe. Mir bleiben damit allerdings auch nicht mehr viele Möglichkeiten übrig, wenn ich nicht in einer verlassenen Einöde leben und dort auch verenden möchte.

Ein interessanter Gedanke.

Als hätte Max gespürt, dass ich diese Möglichkeit doch in Betracht ziehe, runzelt er missmutig die Stirn. Er hasst es, wenn ich zu negativ an die Dinge herangehe. Aber mal ganz ehrlich: Wie könnte ich nicht? Die schönen Seiten des Lebens blieben mir bisher verwehrt, und ich habe auch nichts anderes verdient.

„Es gibt ein Institut für...besondere Menschen wie dich, Mel. Es ist perfekt, um dich auf dein Leben vorzubereiten. Dort kannst du wohnen, arbeiten, dich mit anderen austauschen, Freundschaften schließen. Es liegt direkt im Asher Forest, also an die fünf Stunden von Roseburry entfernt – dort hast du den Abstand, den du schon immer wolltest“, beginnt er vorsichtig und setzt sich die schwarze Brille wieder auf. Er scheint ehrlich überzeugt von dieser Idee, auch wenn mein Herz mit jeder Silbe schwerer wird. „Außerdem haben sie Therapeuten vor Ort. Vielleicht fällt es dir dort leichter, dich zu öffnen? Nicht wie bei dieser Frau, zu der du eh nicht hingehst.“ Er lehnt sich vor. „Du müsstest nicht mehr weglaufen, Mel. Das ist eine echte Chance.“

„Du schickst mich weg?“ hake ich nach und versuche, das ungläubige Beben in meiner Stimme zu unterdrücken. „Du schickst mich...in eine *psychiatrische Anstalt*?“

Ich kann ihm diesen Vorschlag nicht mal übelnehmen, auch wenn es weh tut, es ausgerechnet aus seinem Mund zu hören. Ich habe mich bereits mehr als einmal gefragt, ob ich nicht verrückt geworden bin, und das liegt weniger an den Todesfällen an sich als an dem Wissen, *wem* es passieren wird.

Aber das ist ein Thema, das ich Max – oder sonst irgendjemanden – sicherlich nicht auf die Nase binden werde. Ich bin nicht gerade scharf darauf, in einer weißen Zwangsjacke zu verenden. Offenbar sieht Max das aber anders. Anscheinend hat er mich endgültig aufgegeben.

Später, als ich gedacht hatte.

„Nein!“ spuckt er sofort aus und hebt beschwichtigend die Hände, als wäre ich jeden Moment über den Tisch gesprungen – das wäre zwar nicht mein Stil, aber eine schöne Idee. Am liebsten würde ich ihn so lange schütteln, bis er wieder bei klarem Verstand ist. Allerdings halte ich mich zurück und verschränke die Arme vor der Brust. Sind wir ehrlich: Ich hätte ihn so oder so nicht berührt. „Es ist keine Anstalt. Das Hollowgate-Institut ist eher eine Auffangstelle für junge Menschen, die es schwer im Leben haben. Personen, die genauso sind wie du.“

Personen, die andere Menschen auf dem Gewissen haben.

Max errät meine Gedanken, denn seine Augenbrauen ziehen sich wieder zusammen. Ein Gesichtsausdruck, der in meiner Anwesenheit fast durchgängig zu finden ist und lediglich durch Sorgenfalten ersetzt wird.

Meine aktuelle Therapeutin bezeichnet mich in solchen Momenten gerne als *Melificent*: Als wären meine pessimistischen Gedanken nur ein eigenständiger, böser Charakter aus einem Film und kein wirklicher Teil von mir.

Ein Grund, warum ich die letzten Sitzungen bei ihr geschwänzt habe, und von denen Max anscheinend weiß. Allerdings hat er es bisher mit keiner Silbe erwähnt oder mich ermahnt – vielleicht hat er endlich eingesehen, dass es nichts bringt, mich zu etwas zu drängen, wofür ich nicht bereit bin. Vielleicht hat er aber auch selbst gemerkt, dass diese Frau so hilfreich gewesen ist wie ein *Na, na, das wird schon wieder*.

„Es ist fast wie das Heim, in dem du aufgewachsen bist“, versucht er es erneut, unwissend, dass das eher ein schlechtes als ein gutes Argument ist. Ich habe das Kinderheim gehasst. „Das Hollowgate ist eine Chance, um Fuß zu fassen, bevor du dich der Welt dort draußen allein stellen musst. Du kannst dort so lange bleiben, wie du möchtest – solange du dich einbringst. Sieh’ es als Möglichkeit, deinem Leben eine positive Wendung zu geben. Ich bin mir sicher, es wird dir dort gefallen.“

Wenn er sich da mal nicht täuscht.



2

*H*ollowgate Behavioral Institute - *Vivamus, moriendum* est steht in großen, metallischen Buchstaben über meinem Kopf und lässt mich kurz erschauern. Ich habe nicht den blassesten Schimmer, was die lateinischen Worte bedeuten, aber es kann nichts Gutes sein. Die ganze Atmosphäre ist auffallend unheimlich und erweckt den Eindruck, als würde ich eher vor einem verlassenen Friedhof als vor einem Heim stehen. Allein der Gedanke daran macht mich unruhig, auch wenn man meinen sollte, dass mich der Tod nicht mehr aus der Fassung bringt. Tatsächlich ist jedoch das Gegenteil der Fall: Obwohl er sich jedes Mal ankündigt, ist und bleibt er der unangenehmste Teil meines Lebens.

Unschlüssig verlagere ich das Gewicht von einem Bein zum nächsten und schaue rechts und links an der Mauer vorbei, die das Gelände eingrenzt. Sie muss an die zwei Meter hoch sein, wobei ein paar Zentimeter durch die oberen Metallstreben und -spitzen dazukommen. Dabei kann ich das Ende des Zauns nicht mal einsehen, da der Morgennebel zu dick ist. Er klebt am Boden wie eine Decke, nur dass diese hier kalt und nicht gerade einladend ist.

Mein ungutes Gefühl liegt nicht nur an dem Ort, sondern auch an den Geschichten, die ich mir auf dem Weg hierher anhören durfte. Das Taxi hat mich mitten ins Nirgendwo des Asher Forest gefahren, nachdem ich eine fünfstündige Zugfahrt gen Norden hinter mich gebracht habe. Und das auch noch äußerst widerwillig, wie ich erwähnen muss. Ich bin zwar erleichtert, Roseburry verlassen zu haben, andererseits fühle ich mich abgeschoben. Max und ich haben uns aber nach einigen Diskussionen darauf geeinigt, dass ich es wenigstens probieren werde, und ich halte meine Versprechen. Wenn es mir am Hollowgate nicht gefällt, kann ich jederzeit zur Gemeinde zurückkehren und nach anderen Lösungen suchen. Lösungen, die mich mit ihrem schieren Gewicht fast erdrücken: Wie soll ich mir eine eigene Wohnung leisten, wenn mir niemand gestattet, zu arbeiten? Bilder, wie ich obdachlos durch die Straßen streife, festigen daher meinen Entschluss. So weit werde ich es nicht kommen lassen – lieber versuche ich hier, an diesem abgelegenen Ort, mein Unglück zu finden. Insofern ich niemanden an mich heranlasse, sollte auch alles gutgehen.

Hoffe ich zumindest.

Mit jeder fortschreitenden Minute vor den geschlossenen Toren des Instituts bereue ich dieses Abkommen jedoch zunehmend und wäge ab, einfach umzudrehen. Aber was würde mich in Roseburry schon erwarten? Ich habe keine Zukunft mehr in dieser Kleinstadt, die mehr einem Dorf gleicht als alles andere.

Jeder kennt mich dort nur als Sensenmädchen. Sicherlich planen sie bereits eine ausgelassene Feier anlässlich meiner plötzlichen Abreise – mit abschließendem Gottesdienst.

Es ist ein Akt gewesen, überhaupt jemanden zu finden, der mich von dem fremden Bahnhof am Rande des Waldes zu dem Institut fährt. Anscheinend hat schon jeder von diesem mysteriösen Ort gehört, außer mir – was daran liegen könnte, dass die sozialen Medien und ich auf Kriegsfuß stehen.

Mein Fahrer, Achid, hat sich nur breitschlagen lassen, als ich ihm ein paar saftige Scheine in die Hand gedrückt habe. Scheine, die mir Max vorsorglich gegeben hat, als hätte er bereits geahnt, dass etwas Überzeugungsarbeit notwendig sein würde. Heutzutage lässt sich fast alles mit Geld regeln, auch offensichtliche Angst. Ich habe nicht verstanden, warum Achid derartig Bedenken hatte, an diesen Ort zu fahren, aber es war erfrischend, dass ich nicht der Grund für den Unmut war. Allerdings wuchs mit jedem zurückgelegten Meter auch dieses Gefühl in mir heran, als würde mein Körper mich vor nahendem Unheil warnen. Die schmale Zufahrtsstraße, welche durch den dicht bewucherten Wald führt, hat meine Nerven – und die von Achid – jedenfalls nicht beruhigt. Vereinzelt standen ein paar altmodische Straßenleuchten am Wegesrand, allerdings spendeten sie nicht genügend Licht, um den tiefen Schatten des Waldes Einhalt zu gebieten. Achid war auf dem gesamten Weg seltsam angespannt gewesen, seine verkrampften Finger hielten das abgenutzte Lenkrad wie das Ruder eines untergehenden Schiffes.

„Kennen Sie diesen Ort?“ hatte ich in die durchdringende Stille gefragt, was ihn unweigerlich zusammenfahren ließ. Er hat wohl nicht damit gerechnet, dass ich ihn doch noch ansprechen würde, nachdem wir die erste Hälfte schweigend hinter uns gebracht hatten.

„Ja, gewissermaßen“, gab er nach einer Weile zu. „Jeder, der in der Nähe aufgewachsen ist, hat zumindest schon mal davon gehört. Aber ich war noch nie vor Ort.“

„Warum nicht?“ Wenn ihn meine Fragerei nervte, so hatte er es nicht gezeigt. Stattdessen runzelte er die Stirn und starrte weiter durch das Frontglas vor sich.

„Viele Gerüchte, viel Getuschel“, sprach er mit starkem Akzent. „Die Alten sagen, der Wald ist verflucht und dass im Zentrum eine alte Hexe lebt, die ihre verrückten Kinder um sich schart.“

Meine Augenbrauen waren automatisch in die Höhe geschossen, zumal er mir durch den Rückspiegel einen misstrauischen Blick zugeworfen hatte. Es ist nicht schwer zu erraten, welche Frage er sich in diesem Moment gestellt haben muss.

Spätestens als Achid leise vor sich hin fluchte, wusste ich, dass wir unser Ziel erreicht hatten.

Die große Backsteinmauer mit den schwarzglänzenden Metallstreben hätte Indiz genug sein sollen, genauso wie die in den Himmel ragenden Dachspitzen eines Gebäudes, das sich auf dem Gelände verbirgt. Aus irgendeinem Grund hatte ich erwartet, dass Achid mich durch das gusseiserne Tor hindurch bis zu dem mysteriösen Anbau fahren würde. Stattdessen bremste er schlagartig ab, sodass der Gurt in meinen Brustkorb schnitt.

„Hier ist Endstation“, waren seine letzten Worte gewesen. Danach hatte er mich regelrecht aus seinem angerosteten Wagen geschmissen – kaum hatte ich meinen kleinen Koffer vom Rücksitz gehievt, war er auch schon mit quietschenden Reifen losgefahren und hat mich zurückgelassen. Ich sah ihm nach, bis er zwischen den zahlreichen Bäumen verschluckt worden war. Es ist noch nicht ansatzweise hell genug gewesen, sodass er direkt in der Schwärze des umliegenden Waldes verschwand.

Nun stehe ich hier, direkt vor den Toren meines neuen Zuhauses. Oder sollte ich lieber Gefängnis sagen? Abgesehen von dem kilometerweiten Waldgebiet, welches das Institut komplett einschließt, herrscht auch hier eine erdrückende Stille. Die kleinen Rollen meines Koffers machen das einzig erkennbare Geräusch, als ich näher herantrete und durch das Gitter des Haupttores linse. Ich kann eine weitläufige Rasenfläche erkennen, auf der sich hauptsächlich Nadelbäume und Gebüsch befinden. Die Zufahrt ist von schmalen Hecken eingegrenzt und der Boden mit Kies ausgelegt worden; Reifenspuren oder Fußspuren kann ich nicht erkennen. Der Weg führt immer weiter in das Grundstück hinein und wird vom sich lichtenden Nebel verschluckt.

Alles in allem: Wenig einladend.

Ich bin kurz davor, Max anzurufen und ihm von diesem Bockmist zu erzählen, als das Tor aus unerfindlichem Grund aufschwingt. Ein erschrockenes Quietschen entweicht meinen Lippen, das mich gleichermaßen ärgert wie schämt – eigentlich bin ich nicht so schreckhaft. Hastig mache ich ein paar Schritte zurück; nur für den unwahrscheinlichen Fall, dass ein Auto durch die Einfahrt donnert und mich niedermetzelt. Mit gebührendem Abstand beobachte ich, wie die beiden Flügel einrasten und schließlich verharren. Es wirkt, als würden sie darauf warten, dass ich ihre stumme Einladung endlich annehme und eintrete, doch diesen Gefallen tue ich ihnen nicht. Argwöhnisch sehe ich mich um: Noch immer ist keine Menschenseele zu sehen und langsam kriecht eine gesunde Portion Angst durch meine Adern. Das Ganze ist einfach zu...merkwürdig. Als würde ich mitten in einem Horrorfilm stecken und es nicht mal bemerken. Vielleicht wohnt hier doch eine alte Hexe wie bei Hänsel und Gretel. Ich atme tief ein und aus und versuche den Fakt zu ignorieren, dass mir alle Haare zu Berge stehen. Mit surrealen Dingen kenne ich mich eigentlich aus – ich bin schließlich ein Paradebeispiel für Abnormalität.

Meine Finger bohren sich um den Griff meines dunkelblauen Koffers, bevor ich langsam durch das Tor gehe. Ich beobachte die Metallstreben genau, als könnten sie sich jeden Moment umentscheiden und wieder zuknallen.

Egal, was mich hier drinnen erwarten wird, es kann schon nicht schlimmer sein als mein bisheriges verkorkstes Leben. Jeder, der mir an diesem Ort zu nahekommt, hat im schlimmsten Fall mit dem bevorstehenden Tod zu kämpfen – es sei denn, hier sind ähnliche Glückspilze wie Max, die sich von meiner Sterbequote nicht beeindruckt zeigen.

Ich bemühe mich wirklich, mutig und gleichgültig voranzuschreiten, aber als die Flügeltüren hinter mir wieder von allein zurückschwingen, droht mein Herz kurz stehenzubleiben. Ein kalter Schauer kriecht meine Wirbelsäule hoch und wieder herunter: Ein Gefühl, das ich immer habe, wenn irgendetwas bevorsteht. Das letzte Mal, als ich diese Vorahnung hatte, ist ein Haus komplett niedergebrannt

und zwei Menschen sind gestorben. Ich frage mich, was es in diesem Fall zu bedeuten hat.

Missmutig stampfe ich die lange Auffahrt hinauf. Ein kurzer Blick auf mein Handy verrät mir, was ich bereits befürchtet habe: Der Empfang ist komplett weg.

Ich hasse den Asher Forest jetzt schon.

Und das Hollowgate so oder so.

Nicht, dass ich viele Kontakte hätte, die ich erreichen wollen würde; allerdings wäre es nett gewesen, nicht komplett abgeschottet zu werden. Und Max hätte ich sicherlich eine Nachricht geschickt – allein schon, um ihm mitzuteilen, dass er mich gefälligst abholen lassen soll.

Mit jedem weiteren Schritt fühle ich mich wie ein Eindringling. Der große Vorgarten ist eher ein Park, dessen Ende ich nicht einsehen kann. Mehrere Wege spalten sich in unbekannte Richtungen ab und der kalte Wind lässt die raschelnden Blätter wie dunkle Omen erklingen. Im dichten Nebel bilde ich mir zudem ein, schemenhafte Gestalten zwischen den Bäumen zu erkennen: Manche sind langgliedrig und knöchrig wie Skelette, andere dick und massiv wie Grabsteine. Sobald ich meinen Kopf drehe, sind sie jedoch wieder verschwunden. Jetzt bildest du dir schon ein, Geister zu sehen. Reiß dich gefälligst zusammen.

Max würde mich schließlich nicht an einen Ort bringen, der nicht sicher ist, oder? Er hat sich bestimmt etwas dabei gedacht...zumindest hoffe ich das. Der pessimistische Teil in mir flüstert eine Wahrheit, die ich nicht anerkennen will: Er will dich loswerden. Er ist dir überdrüssig geworden. Als Freak gehörst du genau an solch einen Ort.

Mein Griff um den Koffer wird fester, als die ersten Sonnenstrahlen aus der dichten Wolkendecke durchzubrechen drohen. Obwohl ich kein Problem mit Dunkelheit und Nächten an sich habe, kann ich den Tagesanbruch kaum erwarten. Dieser Ort beunruhigt mich auf eine Art und Weise, die mir bisher fremd gewesen ist.

In dem altmodischen Brief, der meine Aufnahme an dem Hollowgate bestätigt, wurde lediglich um eine Ankunftszeit im Morgengrauen gebeten. Eine genaue Uhrzeit wurde nicht genannt, daher befürchte ich, viel zu früh dran zu sein. Möglicherweise schlafen alle noch und ich werde gleich vor verschlossener Tür stehen? Einmal mehr rumort mein Magen bei dem Gedanken an die anderen Bewohner dieses Instituts; es ist nicht direkt Angst, aber kommt sehr nah an Übelkeit und Ohnmacht heran. Es ist albern, aber ich habe mehr Angst vor meinen Mitmenschen als vor den kursierenden Gerüchten. Ich gebe mein Bestes, nicht in die dornenbesetzten Büsche zu kotzen, je näher ich dem Institut komme.

Trotz meiner Social Media-Abstinenz habe ich versucht, im Internet mehr über diesen mysteriösen Ort herauszufinden, der von nun an mein Zuhause sein soll. Allerdings ist das nicht sehr erfolgsversprechend gewesen: Es gibt mehr verwackelte Videos und Fotos von irgendwelchen Adrenalin-Junkies, als eine offizielle Homepage mit Informationen. Offenbar wird dieser Ort nicht nur von den Hollowgate-Mitgliedern besucht, sondern auch von Leuten, die hier eigentlich nichts verloren haben. Einige Videos zeigen, wie Leute mitten in der Nacht über den Zaun kletterten, sich dabei die Kleidung aufrissen, über den gruseligen Park

schlichen oder sogar versuchten, ins Haus einzubrechen. Sie machten sich einen Spaß aus dieser Grusel-Atmosphäre, erfanden Challenges und luden die Ergebnisse ins Netz hoch. Dass das ein oder andere Monster oder eine schemenhafte Gestalt im Hintergrund auftauchte, habe ich dabei mit einem Schnauben abgetan. War ja klar, dass dieses Gelände auch noch verflucht sein soll.

Ich gehe weiter. Eigentlich fehlt nur noch ein klammottendurchweichender Regenschauer, um dem Klischee gerecht zu werden. Stattdessen werde ich jedoch mit dem Gegenteil belohnt: Meine Umgebung klärt mit jedem Sonnenstrahl immer mehr auf und schenkt mir Sicht und einen wesentlich ruhigeren Puls. Zwar bin ich immer noch mutterseelenallein, doch im Hellen kann der sich verziehende Nebel zumindest keine Halluzinationen mehr hervorrufen. Wenige Minuten später komme ich dem Herz des Grundstücks näher. Der Kiesweg gabelt sich zwar mehrmals, mündet jedoch bei einer alten Villa im gotisch-viktorianischen Stil. Wobei diese Bezeichnung noch fast eine Beleidigung ist; der Komplex ist so imposant, dass es fast wie ein kleines Schloss wirkt. Die Fassade scheint vor Ewigkeiten dunkel gestrichen worden zu sein, allerdings sieht man an einigen Stellen bereits die Farbe abblättern. Der Zahn der Zeit hält weder an den großen Erkerfenstern noch an den spitz zulaufenden Dachziegeln inne. Obwohl ziemlich deutlich wird, dass das Haus selbst schon einige Jahrhunderte alt sein könnte, so versprüht es immer noch einen gewissen Charme. Zumindest, wenn man auf gruselige alte Schlösser oder Geisterhäuser steht.

Aus irgendeinem Grund beschleicht mich eine Welle der Melancholie, als würde die traurige Schönheit des Hauses auf mich übergehen und vereinnahmen. Ich nehme mir die Zeit, die zahlreichen Fenster mit dessen Spitzbögen, sowie die eingearbeiteten Ornamente in den Holzvertäfelungen zu begutachten, bevor ich mich näher herantraue.

Die Auffahrt bildet einen perfekten Kreis, in dessen Mitte sich ein altmodischer Brunnen befindet. Obwohl kein Wasser läuft, mustere ich kurz die versteinerte Figur in dessen Zentrum: Es ist ein Mann mit seinem Hund – oder Wolf? Der Mann trägt einen knielangen Chiton, seine Brust ist frei und muskulös. Das halbe Gesicht liegt dafür in Trümmern, als hätte es jemand brutal eingeschlagen. In der Hand hält er eine dicke Kette, die zu seinem Haustier führt. Erst auf dem zweiten Blick erkenne ich, dass die vermeintliche Leine ebenfalls zerstört worden ist: Das abgebrochene Ende hängt lose in der Luft und erweckt den Anschein eines losgerissenen Hundes. Das monströse Tier ist allerdings weitaus angsteinflößender als der unbekannte Mann, denn es hat nicht ein, sondern gleich drei Köpfe. Jeder davon reißt das Maul auf, als würde er jeden angreifen wollen, der sich auch nur in die Nähe des Hollowgate wagt. *Hades und sein Wächter? Wie beruhigend.*

Eine breite Terrasse befindet sich auf der Vorderseite des Hauses, dessen Säulen das darüberliegende Vordach und den langen Balkon stabilisieren. Dunkle Treppenstufen führen zum Haupteingang hinauf: Die riesige Doppelflügeltür mit eingelassenen Mosaikfenstern und abgetragenen Chrom-Griffen wirkt steinalt und doch wunderschön. Jeder Schritt knarzt, während ich meinen kleinen Koffer nach oben trage.

Ich besitze nur wenige Habseligkeiten, die ich mitbringen kann – familiäre Erinnerungsstücke habe ich nie besessen, und wenn doch, sind sie im letzten Feuer

verloren gegangen. Ich schlucke den Kloß, der sich bei den Gedanken an Joane und Eric bilden will, zügig herunter. Das ist weder der passende Ort noch die beste Zeit, um den Schuldgefühlen Platz zu machen. Und dennoch kann ich den faden Beigeschmack nicht überwinden, der sich bei dem Anblick meiner wenigen Überbleibsel bildet. Die Kleidungsstücke mögen gespendet sein, doch ich werde sie Stück für Stück mit meinem wenigen Ersparten austauschen. Nichts soll mich mehr an jene Nacht, jenen Unfall und gar an Roseburry erinnern. Max ist das einzige Bindeglied, das ich noch dulde – alles andere habe ich zurückgelassen, nachdem ich in diesen Zug gestiegen bin.

Das Sensenmädchen ist gestorben. Endgültig.

Bevor ich wieder in dem dunklen Strudel aus Erinnerungen ertrinke, betrachte ich die eingelassenen Fenster in der Tür. Sie sind von einem filigranen Mosaik durchzogen und bilden ein schaurig-schönes Geflecht aus Rosenranken und -dornen.

Etwas hilflos suche ich nach einer Klingel oder einer ähnlichen Konstruktion, die mein Erscheinen ankündigen würde. Noch immer herrscht eine gähnende Ruhe um mich herum, auch wenn der Tag längst angebrochen ist. Selbst im Haus sind keinerlei Geräusche zu hören. Hat Max mir etwa doch die falsche Adresse gegeben? Das Gelände wirkt seltsam und verlassen, ganz so, als wäre seit Jahren niemand mehr hier gewesen. Die Blumenkübel, die die breite Terrasse rund um den Eingangsbereich säumen, sind entweder leer oder mit vertrockneten Pflanzenresten gefüllt und unterstreichen den Eindruck. Abermals checke ich mein Handy, welches mich kurz darauf erinnert, dass an diesem Ort kein Empfang herrscht.

„Du solltest anklopfen.“

Zum zweiten Mal innerhalb kürzester Zeit derart erschreckt zu werden, stellt einen persönlichen Rekord dar. Allerdings wächst damit weniger meine Angst, als vielmehr der Frust. Ich mag keine Überraschungen.

Hastig drehe ich mich zum Schuldigen um.

Auf der untersten Stufe steht ein junger Typ, ungefähr in meinem Alter, wenn ich schätzen müsste. Seine dunkelblonden Haare sind mittellang und ein einziges Chaos; er trägt abgetragene Jeans und einen langärmeligen Pullover mit ausgefranstem Saum. Eigentlich wirkt er völlig normal, höchstens etwas unordentlich – wäre da nicht dieses verschlagene Grinsen in seinem Gesicht, das mir eine unangenehme Gänsehaut verpasst. Möglicherweise bin ich voreingenommen durch die Tatsache, dass er wie aus dem Nichts hinter mir aufgetaucht ist, an einem Ort, der bis eben noch völlig verlassen wirkte...aber wo ist er denn bitte hergekommen? Und wie lange steht er schon da und beobachtet mich?

„Hey“, begrüße ich ihn gleichgültig. Im Laufe der Jahre habe ich meine Mimik perfektioniert; wenn man innerlich tot ist, ist es auch gar nicht so schwer, eine neutrale Miene zu bewahren.

Seine Mundwinkel verrutschen keinen Millimeter. Hätte der Typ violette Haare, würde er eine verdammt gute Grinsekatzte abgeben. „Bist du hier auch eingeschrieben? Ich bin neu hier und soll mich bei einer gewissen...“, beginne ich und ziehe hastig den zerknitterten Brief aus meiner Jeanstasche, „...Frau Margareth

Hill melden. Weißt du, wo ich sie finde?“

„Du solltest klopfen“, wiederholt er die Worte von eben, als wäre ich zu beschränkt, um sie beim ersten Mal zu verstehen. „Aber sei dir sicher: Sobald du das getan hast, gibt es kein Zurück mehr. Dann nimmt alles seinen Lauf.“

Perplex blinzele ich. Hat er mir gerade ernsthaft gedroht? Leider kann ich nicht entziffern, ob es ein Scherz ist oder nicht. Seine komplette Erscheinung verwirrt mich, von dem plötzlichen Auftauchen bis hin zu diesem Grinsen, das ich nicht einordnen kann. Freund oder Feind? Oder einfach nur ein Verrückter, der sich verlaufen hat? Sollte er auch nur einen Millimeter in meine Richtung machen, werde ich ihm dieses verdammte Grinsen vom Gesicht wischen.

„Ähm, okay. Danke für die Warnung, schätze ich“, schnaube ich und verenge die Augen. Wenn alle Schüler dieses Instituts so verrückt sind wie diese Grinsekatz, wird Max mich schneller wiedersehen, als ihm lieb ist. Andererseits: Sollte hier irgendjemanden etwas zustoßen, würde das wohl kaum jemanden interessieren. Hier kommen nur Menschen her, die es nicht geschafft haben, sich im normalen Leben zu integrieren.

Ausgestoßene. Freaks. Geächtete. Gejagte.

Vielleicht ist das der wahre Grund, warum mich Max hierhin geschickt hat: Sollte ich jemanden verletzen, gäbe es keinerlei Konsequenzen zu befürchten.

Eigentlich widerstrebt es mir, dem Fremden den Rücken zuzukehren, aus paranormaler Angst heraus, er rückt immer näher, wenn ich nicht hinsehe. Allerdings habe ich gerade keine andere Wahl. Ich stelle meinen Koffer als kleine Barriere zwischen uns, die zwar nicht wirklich effektiv ist, aber meine Nerven beruhigt, und wende mich der Doppelflügeltür zu.

Mein Klopfen hallt urteilsverkündend wider. Hastig werfe ich einen Blick zurück, als würde der Fremde seine Drohung in irgendeiner Art und Weise in die Tat umsetzen. Allerdings starre ich nur in die frische Morgensonne: Er ist verschwunden.

„Melinoe Peers?“

Hastig wende ich mich um. Die alte Frau im Türrahmen beäugt mich bereits derart kritisch, dass ich mich einmal mehr wie ein Eindringling auf ihrem Grundstück fühle. Bis zu einem gewissen Grad erinnert sie mich tatsächlich an eine alte Hexe; zumindest, wenn man eine großmütterliche Version im Kopf hat, die einen Gehstock besitzt und böse guckt. Ihr Gesicht ist von Falten überzogen, das Haar hochgesteckt und schneeweiß. Obwohl sie schon in ihren Siebzigern sein muss, erkenne ich eine kühle Klarheit in ihren blaugrauen Augen. Auf jeden Fall wirkt sie wesentlich wacher als andere in ihrer Altersspanne. Im Vergleich dazu muss ich ziemlich fertig aussehen; zumindest betrachtet sie meine Klamotten und mein Gesicht eingehend, bis sie fragend eine Augenbraue hebt. Erst jetzt fällt mir auf, dass sie mich angesprochen hat.

„Richtig. Ich wurde von meinem Sozialarbeiter hierhergeschickt. Falls Sie den Brief sehen wollen...“

„Uninteressant“, unterbricht sie mich und wedelt mit der Hand in der Luft, als würde sie eine nervige Fliege verscheuchen wollen. Ich befürchte, ich bin die Fliege. „Folg mir.“

Nach der kurzen Anweisung dreht sich die alte Dame um und verschwindet wieder im Haus, allerdings lässt sie die Tür einladend offen. Wie nett von ihr.

Dunkler Parkettboden kommt mir entgegen, allerdings halte ich noch mal inne, bevor ich das Institut betrete. Ich kann nicht umhin, einen Blick zurück zu werfen und nach dieser Grinsekatzte Ausschau zu halten. Ich hoffe inständig, dass wir uns nicht öfter über den Weg laufen werden, denn ich bin nicht gerade scharf drauf, ihn näher kennenzulernen. Der Typ hat definitiv eine Schraube locker, aber seine Worte haben sich in mein Gedächtnis gebrannt. Was hat er damit gemeint, dass es kein Zurück mehr geben wird?

Stirnrunzelnd schnappe ich mir mein Gepäck und atme tief durch, bevor ich in das Hollowgate eintauche. Ein Schauer läuft mir über den Rücken, während ich die Schwelle übertrete.

Das Foyer ist wie zu erwarten groß und ähnlich düster gehalten, wie die Außenfassade bereits vermuten lässt. Der Boden besteht aus dunklem Parkett, die Wände sind bräunlich tapeziert oder gänzlich roh als Backsteinmauer belassen worden. Zwei geschwungene Treppen aus dunklem Holz führen links und rechts nach oben zur nächsten Etage und locken weiter ins Gebäude hinein. An der Decke hängt ein altmodischer Kronleuchter, der dringend von Spinnenweben befreit werden müsste. Staub setzt an mehreren Ecken an. Mein Blick wird jedoch von drei schmalen Gestalten eingefangen, die zwischen den Streben des Treppengeländers zu mir nach unten starren. Es sind zwei Jungen und ein Mädchen, allesamt nicht älter als zwölf oder dreizehn Jahre. Sie wirken neugierig, aber vorsichtig. Ich schätze, ich bin nicht der erste Neuzugang im Institut.

Von Max habe ich erfahren, dass das Hollowgate als Heim für diejenigen fungiert, die keiner mehr will, allerdings hat er keine Altersspanne genannt. Kurz frage ich mich, ob die Eltern dieser Kinder noch leben oder ob sie auch jemandem wie mir zum Opfer gefallen sind.

Bemüht freundlich nicke ich ihnen zu, doch sie machen keinerlei Anstalten, die Geste zu erwidern. Überhaupt zeigen sie keine einzige Regung; ich kann nicht mal erkennen, ob sie blinzeln. Stattdessen fixieren sie mich mit einer Ausdruckslosigkeit, die ich nur von mir selbst kenne. Es ist um einiges leichter, Gefühle einfach abzustellen, als sich dem ganzen Leid und dem Schmerz im Inneren zu stellen. Leider hält dieser Zustand nie lang genug an. Es ist schockierend, dieselbe Mimik in ihren jungen Gesichtern zu entdecken. Andererseits kann ich mich auch nicht mehr daran erinnern, wann Melificent in mein Leben getreten ist – wahrscheinlich kurz nach der Geburt, als ich im Heim abgegeben worden bin. Automatisch kriege ich Mitgefühl für ihr Schicksal, wie auch immer es aussehen mag. Wenigstens haben sie einander und können sich gegenseitig unterstützen. Da ich bereits als Baby abgegeben wurde, gibt es keinerlei Informationen über mögliche Geschwister oder andere Familienmitglieder. Eine sehr lange Zeit hat mich dieser Fakt fertig gemacht; so fertig, dass ich eine ungesunde Wut auf alles und jeden entwickelt hatte. Es hat gedauert, bis ich diese Ausbrüche unter Kontrolle bekommen habe, auch wenn ich mich heute noch dabei ertappe, in alte Muster zu fallen. Doch ich bin...

Verdammt.

Ich habe Miss Hill aus den Augen verloren!

Geradeaus, links und rechts führen offene Torbögen in unbekannte Zimmer und Zwischenräume, aber ich kann keinerlei Schritte hören. Fluchend nehme ich die Beine in die Hand und entscheide mich für den mittleren Gang, der in einen langen Korridor führt. Es dauert nicht lange, bis mich der erste Frust einholt, denn dieses Haus gleicht einem Irrgarten. Räume gehen scheinbar zusammenhangslos auseinander, nur um wieder zusammengeführt zu werden. Ich tigere an imposanten Wohnzimmern mit dunkelroten Couchgarnituren, ellenlangen Fluren mit abgedeckten Gemälden und mehreren geschlossenen Räumen vorbei, ohne auch nur einen Mucks zu hören oder jemanden zu sehen. Es gibt Gänge, die so dunkel sind, dass ich, ohne groß nachzudenken, vorbeirausche. Dabei hätte ich mir gern die antiken Möbel, die riesigen Bücherregale und die zahlreichen versteckten Winkel näher angesehen, doch dafür wird später noch Zeit sein. Hoffentlich.

Hätte sie nicht einfach auf mich warten können? Wie kann eine alte Frau überhaupt so schnell verschwinden? Und warum zum Teufel ist keine Menschenseele auf den Beinen?

Abgesehen von der Grinsekatze vor der Tür, den stummen Kindern eben und Miss Hill selbst ist mir noch niemand über den Weg gelaufen. Und dass, obwohl die Villa einem kleinen Schloss gleicht. Zumindest fühlt es sich einmal mehr so an, da ich mich heillos verlaufen habe. Mittlerweile habe ich so viele Abzweigungen genommen, dass ich nicht mehr weiß, wo ich bin oder in welcher Richtung das Foyer liegt. Gehört dieser Teil des Hauses überhaupt zum Institut? Gibt es hier vielleicht auch private Flügel?

Meine Schritte und die Rollen des Koffers scheinen die einzigen Geräusche zu sein, die dieses Gebäude hergibt. Ansonsten ist es mucksmäuschenstill. Frustriert bleibe ich an einer Gabelung stehen und stöhne genervt auf. Ich habe das ganze Experiment jetzt schon satt. Erst habe ich eine weitere Familie auf meinem Gewissen, dann schickt mich Max am Ende der Welt in eine Anstalt und nun verlaufe ich mich an diesem Ort auch noch! Schlimmer kann es eigentlich gar nicht mehr werden – es sei denn, Jason oder Freddy entscheiden sich doch noch, dieser spaßigen kleinen Party beizuwohnen.

Nachdem ich sicherlich eine volle Minute in stiller Frustration herumgestanden habe, raffte ich mich auf, um das Foyer zu suchen. Egal, wie verrückt dieser Ort auch sein mag, es ist ein offizielles Institut und Max hat gewollt, dass ich es wenigstens versuche. Tu es für mich, Mel. Leider kann ich meinem Fast-Vater nur selten etwas abschlagen. Er ist der einzige Mensch, der immer nur das Beste für mich wollte – sei es die beste Ersatzfamilie oder die beste Schule oder die beste Ausbildung. Ich bin diejenige, die ihn immer wieder enttäuscht hat, und ich bin kurz davor, es wieder zu tun und einfach aufzugeben. Dieser Ort ist merkwürdig und etwas in mir sträubt sich gewaltig, ein Teil davon zu werden. Allerdings gibt es hier keine liebevollen Eltern, die für mich sorgen wollen. Hier gibt es nur Abtrünnige und Sonderlinge wie mich: Möglicherweise würde der Tod hier keine zufriedenstellende Saat säen können, da seine Abkömmlinge bereits hier sind.

Mit neuem Elan kehre ich um, werde jedoch von einer Bewegung aus dem Augenwinkel aufgehalten. Der lange Flur ist nur spärlich beleuchtet und das Tageslicht hat es noch nicht geschafft, sich ausreichend Platz zu verschaffen. Die dunklen Ecken wirken mit einem Schlag viel schwärzer als vorher, die Schatten

werfen lange Formen auf den Boden und lassen mein Herz stolpern. Allerdings wäre es nicht das erste Mal, dass mein Kopf mir etwas vorspielt. Mein Leben lang sehe ich Dinge, die nicht da sind – wohl ein Grund, warum ich noch nicht kreischend davongerannt bin.

Dieses dubiose Schattenspiel hätte ich noch verkraften können, wäre da nicht eine offensichtliche Gestalt, die sich ein paar Meter entfernt in einem Türrahmen kauert. Der Boden knarzt unter dessen Gewicht. Innerhalb von Millisekunden wird mir eiskalt und Schweiß bildet sich auf meiner Haut. Es sieht irgendwie tierisch aus, fast wie ein Hund, nur wesentlich größer und eher aus einem Albtraum entsprungen. Es besitzt riesige Pranken, die einen Schritt nach vorne machen, doch als es glühende Kohleaugen offenbart, die mich fixieren, ist es um mich geschehen. Mein Kopf setzt aus und ich mache einen taumelnden Schritt zurück, was den Schatten dazu animiert, sich ebenfalls in Bewegung zu setzen. Langgliedrige Krallen werden sichtbar, die über den Boden schleifen, und es klingt nicht gerade nach einer Einladung, näher zu kommen. Scheiße, verdammt. Bin ich doch in einem Spukschloss gelandet? Eigentlich bin ich kein Angsthase, aber als dieses Wesen aufheult und tatsächlich Anstalten macht, auf mich zuzukommen, fackele ich nicht lange und renne los. Mein Herz rast vor Adrenalin, als ich durch das Labyrinth des Hauses schlittere und versuche, meine Orientierung wiederzufinden. Das Hecheln des Schattenhundes im Rücken macht dieses Unterfangen nicht leichter, während ich um eine Ecke nach der anderen biege und höchstwahrscheinlich im Kreis laufe. Mein Koffer poltert lautstark hinter mir her, was meinem geisterhaften Verfolger wohl eine leichte Spur liefert. Der Drang, zurückzuschauen, wird stärker: Der Gang hinter mir ist dunkel und verlassen, sodass ich automatisch an meinem psychischen Zustand zweifle. Habe ich mir das eben etwa eingebildet?

Unmöglich.

Keine zwei Sekunden später renne ich gegen eine harte Backsteinmauer. Allerdings ist diese Mauer nicht aus Stein gemeißelt, sondern besteht aus Fleisch und Blut.

Ich höre, wie mein Koffer auf den Boden knallt, und gebe mein Bestes, es ihm nicht gleich zu tun. Mit den Armen rudern, stolpere ich ein paar Schritte zurück und kann im letzten Moment verhindern, auf den Hintern zu plumpsen. Atemlos starre ich die dunkle Gestalt an, die mir den Weg versperrt. Ich sollte erleichtert sein, dass ich nicht mehr allein herumirre, allerdings sagt mir mein Instinkt, dass die Gefahr noch nicht vorüber ist. Ganz im Gegenteil. Mein Blick gleitet nach oben – so lange, bis ich in zwei tiefschwarze Abgründe blicke, die mich heiß und kalt erschauern lassen. Ich bin festgefroren; viel zu perplex von diesen einnehmenden Augen, die mir eine Heidenangst einjagen und gleichzeitig seltsam vertraut wirken. Ganz so, als hätte ich die Dunkelheit darin bereits gesehen. Allerdings schießt das Adrenalin noch immer durch meine Adern, und zusätzlich wächst mit jeder Sekunde dieses unangenehme Ziehen in meiner Brust, welches mich drängt, zu verschwinden. So etwas habe ich noch nie gespürt; es ist wie ein Urinstinkt, der einen anschreit, zu rennen. So lange, bis der Albtraum von einem Mann dich nicht mehr findet. Oder soll ich eher Traum sagen?

Jason und Freddy sind ein Scheißdreck gegen ihn, denke ich im völlig unpassenden Moment, während wir uns stumm anstarren und die Zeit quälend langsam verstreicht. Er hat dunkle Haare – beinahe so dunkel wie seine Augen selbst, wobei das in diesem abgelegenen Flur schwer zu sagen ist. Insgesamt reiche ich ihm gerade mal bis zur Brust, was seine einschüchternde Statur und meine Hilflosigkeit nur verstärkt. Dass er gut gebaut ist, erkenne ich an dem enganliegenden T-Shirt, das sich an seinem Oberkörper spannt wie eine zweite Haut. Muskulöse Arme enden in verkrampften, zur Faust geballten Händen. Auf den Unterarmen sind ein paar Narben erkennbar; manche sind dünn, manche dick, als hätte er sich bei dem Versuch, Messer zu jonglieren, mehrfach geschnitten.

Oder seine Opfer haben sich gewehrt.

All diese Dinge nehme ich im Sekundenbruchteil wahr, genauso wie die Tatsache, dass er eine riesige Axt in seiner linken Hand hält, die meinen Schädel ohne Probleme spalten könnte. Ich weiß nicht, wer er ist oder was er hier zu suchen hat. Ich weiß nur, dass ich dringend von ihm wegmuss; dass ich so viel Abstand wie nur möglich zwischen uns bringen will, um dieses Irrenhaus zu überleben. Ansonsten wird der erste Tag an diesem Institut auch mein letzter sein.

„Na, wen haben wir denn da?“



VIELEN DANK

Vielen Dank fürs Lesen der Leseprobe zu "Cursed Souls - Bis das Leben uns scheidet". Das Taschenbuch erscheint am 01.10.2026 bei Amazon und Tolino Media. Das Ebook ist auf Amazon bereits vorbestellbar!

Klappentext:

Der Tod ist ihr ständiger Begleiter

Jede Person, die Melinoe näher kennenlernt, verstirbt auf tragische Weise. Aus diesem Grund lässt sie niemanden an sich heran. Zwischen wechselnden Pflegefamilien und dem Heim wusste irgendwann jeder, wer sie ist: Das Sennenmädchen - diejenige, die den Tod nach Hause bringt. Als letzte Chance wird sie an das Hollowgate Behavioral Institute geschickt. Ein Ort, an dem es niemanden interessiert, ob jemand verschwindet oder nicht. Ein Ort für Waisen, Verbrecher und Verrückte, der in ihr eine Verbundenheit auslöst, die sie bisher nicht kannte. An die Gerüchte über Monster, Geister und Mörder glaubt sie eh nicht. Doch je näher sie dem abweisenden Cain kommt, desto eher beginnt sie zu zweifeln...



Finde mich auf:

www.sibodora.de

Instagram: [sibodora_autorin](#)

Tiktok: [sibodora_autorin](#)

xoxo, Selina